

Fragment aus dem Roman «der Greis»

Autor(en): **Svevo, Italo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1930)**

Heft 1

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760092>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fragment aus dem Roman «Der Greis»

von *Italo Svevo*

Deutsch von Karl Hellwig

Ich habe nie recht verstehen können, wie ich eigentlich zu meiner gegenwärtigen Untätigkeit gekommen bin, der ich doch während des Krieges in der Stadt allgemein als ein sehr tätiger Mann gegolten habe. Da dieser Punkt schließlich auch für meine Gesundheit nicht ohne Bedeutung ist, so konsultierte ich meinen Neffen Carlo, und er sagte, ich täte gut, mich weiter ruhig zu verhalten und meine Arbeit erst beim nächsten Weltkriege wieder aufzunehmen. Der Schelm sagte – in seinem helltönigen triestiner Dialekt – gleich mehrere voraus.

In gewisser Weise hat er recht. Meine Tätigkeit war eine Kriegstätigkeit gewesen, und als der Friede gekommen war, kam sie auf einmal zum Stillstand. Gerade so wie eine Windmühle stillsteht, wenn die Luft sich nicht bewegt.

Ich suche mich zu erinnern: sicher wäre ich sogar noch früher zum Stillstand gekommen, wenn ich nur von der ungeheuren Umwälzung etwas gemerkt hätte. Ich ging auf die Straße und jubelte den italienischen Truppen zu, ich wußte auch, daß meine Vaterstadt nun endlich aus gewissermaßen mittelalterlichen Zuständen herauskam, aber dann ging ich in mein Büro und widmete mich meinen Geschäften, gerade als wenn draußen noch immer der österreichische Hunger und die österreichischen Truppen vor der Tür gestanden hätten.

Und weiter erinnere ich mich: Als die Verbindung mit Italien wiederhergestellt war, machte ich mir diesen Umstand zunutze, um dem alten Olivi, der den Krieg in Pisa verbracht hatte, einen schönen Brief zu schreiben. Es war ein durchaus unschuldiger Brief, weil er deutlich meine Überzeugung verriet, daß alles nun, wo der Krieg beendet war, genau so bleiben würde, wie wenn er noch fort dauerte.

Ich schrieb ihm, daß das Schicksal nun gerade das gewollt hätte, was mein armer Vater ein für allemal hätte vermeiden wollen, nämlich, daß ich mein Geschäft selbständig hätte führen müssen. Ich setzte ihm auseinander, zu welcher Blüte ich unsere Firma geführt hätte,

zählte ihm viele Geschäfte auf, die ich gemacht hätte, und legte ihm auch eine Abrechnung vor, die mit einem tüchtigen Gewinnposten abschloß. Alles das schrieb ich mit größter Unbefangenheit und ohne jede Prahlerei. Es bedurfte ja auch nicht vieler Worte, die Tatsachen genügten schon. Sicher, dachte ich, würde ihm vor Wut die Galle platzen. Und wirklich: sie platzte. Als ich einige Tage später erfuhr, daß er gestorben sei, dachte ich, er hätte meinen Brief nicht verdauen können. Er war aber nicht daran, sondern an der Grippe gestorben. In meinem Brief hatte ich ihm mit trockenen Worten den Vorschlag gemacht, daß wir die Dinge nun so laufen lassen wollten, wie das Schicksal sie gefügt hätte, ohne uns allzusehr an die letzten Anordnungen meines Vaters zu kehren, die doch nun eigentlich etwas veraltet wären. Ich ersuchte ihn und seinen Sohn um ihre weitere Mitarbeit, die Leitung der Firma aber gedächte ich selber zu behalten. Ich würde ihm die nötige Bewegungsfreiheit einräumen, damit er seine früheren Geschäftchen wieder aufnehmen könnte, die großen Geschäfte aber würde ich selber in die Hand nehmen, und ich beanspruchte darin auch für mich eine unbeschränkte Handlungsfreiheit. Die Aufsicht über die Angestellten würde ich dagegen ihm überlassen. Ich war dieses Teils meiner Obliegenheiten nämlich etwas überdrüssig geworden, obschon ich während des Krieges nur wenige Angestellte beschäftigt hatte.

Es ist nicht ganz sicher, aber möglicherweise wäre es doch ein Glück für mich gewesen, wenn ich den Tod des alten Olivi sofort erfahren hätte, statt daß ich ihn erst acht Tage später erfuhr. Ich habe mir die Daten nicht genau gemerkt, aber vielleicht wäre es doch besser gewesen, wenn er einige Tage früher gestorben wäre.

Gewiß hing der unglückliche Ausgang des Geschäftes, in das ich mich stürzte, von meinem Mangel an Feinfühligkeit ab, weil ich nämlich glaubte, der Krieg dauerte noch an, obwohl ich doch wußte, daß der Friede gekommen war. Aber sicher ist auch, daß ich es so eilig hatte, ein bedeutendes Geschäft zu machen, weil ich wünschte, Olivi möchte bei seiner Ankunft noch einen Grund mehr vorfinden, mich zu bewundern. Wenn ich gewußt hätte, daß er gestorben war, dann hätte ich es nicht so eilig gehabt.

Eines Tages also kamen in Triest eine Menge Eisenbahnwaggons mit Seife aus Sizilien an. Während des ganzen Krieges hatte jedermann in Triest Seife haben wollen, besonders aber die Leute, die gern reich werden wollten. Gierig stürzte ich mich darüber her und bezahlte sie bar. Weniger eilig hatte ich es, sie wieder zu verkaufen, denn das war

im Kriege ja so üblich gewesen. Als ich mich endlich anschickte, sie wieder abzustoßen, machte ich die Entdeckung, daß man in Triest kein Bedürfnis mehr nach Seife hatte. Wie es schien, hatte man sich ihrer ganz entwöhnt.

Es kam aber noch schlimmer: aus ganz Italien wurde mir Seife angeboten, und zwar zu einem Preise, der weit unter dem lag, den ich dafür bezahlt hatte. Da wurde ich etwas unruhig, und ich begriff, daß sich auch für die Seife ein neuer Tatbestand ergeben hatte, nämlich der Friedensschluß. Wie mir schien, gab es aber noch einen rettenden Ausweg. Meine Seife war doch immerhin schon in Triest, während die angebotene noch weit entfernt war. Ich verfrachtete also meine Seife nach Wien, um als erster auf dem Markt zu erscheinen, und versuchte sie zu verkaufen.

Auch heute weiß ich noch nicht genau, weshalb meine Seife eigentlich beschlagnahmt wurde. Zwei Gründe bestimmten, wie es scheint, die Behörden, ihr die Bewegungsfreiheit zu nehmen; das dringende Bedürfnis, das man in Wien nach Seife hatte, und dann die Tatsache, daß sie nach ihrer Beschaffenheit nicht ganz den österreichischen Gesetzen entsprach, die auch mir einigermaßen bekannt waren. Nun begannen Verhandlungen, die sich einige Monate hinzogen. Schließlich wurde meine Seife freigegeben, aber inzwischen hatte die Menschheit Zeit gehabt, so langsam ihren Verbrauch zu decken, und so war ich gezwungen, sie unter dem Einkaufspreis zu verkaufen, und noch dazu in österreichischen Kronen. Diese erhielt ich aber erst so spät, daß ich sie nicht mehr wechseln konnte. Sie waren so gut wie garnichts wert.

Bei diesem letzten Geschäft büßte ich fast den ganzen Gewinn wieder ein, den ich während des Krieges mit so viel glücklicher Unternehmungslust realisiert hatte. Es war hart, sich damit abfinden zu müssen, um so mehr, als der junge Olivi, der inzwischen angekommen war – er trug noch immer seine Leutnantsuniform –, sich das Lachen nicht verbeißen konnte, als er meine frühere Bilanz ansah, deren Gewinnposten durch dieses letzte unglückliche Geschäft ganz aufgezehrt war. Er zeigte auch unverhohlen eine große Verachtung für alle Arten von Kriegsgeschäften, und eines Tages behauptete er, es wäre ganz natürlich, wenn ein Mensch, der sich daran gewöhnt hätte, in Kriegzeiten Geschäfte zu machen, in der Friedenszeit ruiniert würde. Er murmelte auch etwas wie: « Wenn ich hier zu sagen hätte, würde ich alle Leute, die während des Krieges Geschäfte gemacht haben, kurzer

Hand erschießen lassen.» Dann besann er sich und fügte mit ernster Miene hinzu: «Außer Ihnen ... natürlich.»

Der schüchterne Jüngling war während des Krieges recht selbstbewußt geworden. Anfangs hatte ich etwas Angst vor ihm. Wie sollte wohl ein Mann, der so stark vom Bolschewismus gefärbt war, meine Interessen richtig wahrnehmen können? Alle Augenblicke machte er Ausfälle gegen die Besitzenden. Als er mit seinem Vater nach Italien geflohen war, hatten sie ihre österreichischen Wertpapiere mitgenommen. Ohne weiter daran zu denken, war er in den Schützengraben gegangen, und als es ihm schließlich glückte, die feindlichen Schützengräben zu zerstören, mußte er erfahren, daß er zu gleicher Zeit auch sein eigenes Vermögen zerstört hatte. Das verbitterte ihn sehr.

«Und Ihr Vater?» fragte ich schüchtern. «Er war doch schließlich ein Geschäftsmann. Nicht ein kleiner Kaufmann wie ich, und auch nicht ein Kriegsmann wie Sie.»

«Er dachte gar nicht an die Papiere,» seufzte Olivi. «Während des Krieges tat er nichts anderes, als daß er auf Nachricht von mir wartete. Der Arme.»

Triumphierend antwortete ich: «Auch ich habe auf Nachrichten aus Florenz gewartet, und doch verstand ich es, gleichzeitig meine Geschäfte wahrzunehmen. Es ist richtig, daß mein Vermögen sich wegen der verwünschten Seife nicht vermehrt hat, aber wenigstens sorgte ich dafür, daß es nicht aufgezehrt wurde.»

Voller Bitterkeit entgegnete Olivi: «Auf die Glieder Ihrer Familie hat aber auch niemand geschossen, während ich mich im Schützengraben befand.» Er schien es sehr zu bedauern, daß meine Frau nicht ebenfalls im Schützengraben gewesen war.

Aber trotz seines Bolschewismus war Olivi als Geschäftsmann genau so, wie sein Vater gewesen war: umsichtig, aufmerksam und hart. Ich, der ich kein Bolschewist war, hatte meine Angestellten verwöhnt, er aber führte wieder eine eiserne Disziplin ein. Er zwang sie, genau den Stundenplan einzuhalten und soviel er nur konnte, verkürzte er ihr Gehalt...